

Auch für die katholischen Gebiete waren Verteidigungsanlagen, Verwaltungsgebäude und Wohnsitze erforderlich. Da die Bischöfe und das Domkapitel als Bauherrn auftraten, so spricht man auch von Bischofsburgen und Burgen des Domkapitels. Neue Anlagen und neue Kunstformen sind nicht entstanden; man benutzte dieselben Grundrisse, denselben Aufbau, die gleichen Verbands- und Stilformen, man benutzte die Burgen der Ordensritter als Vorbilder, als das Naturgegebene, das Zweckmäßigste, weil die gleichen Bedürfnisse vorlagen. Sie sind dem gleichen Geiste entsprungen wie jene, Erzeugnisse einer Zeit und einer Kunstform. Bei der Domkapitelanlage in Marienwerder sind Burg, Kirche und Danster zu einer malerisch gruppierten, abwechslungsreichen und in der Masse mannigfach gegliederten Bauanlage vereinigt, zu einem großen, stark belebten Bauganzen mit einem Auf und Ab der Linien und Massen und stark künstlerisch-schmückendem Reiz, Abb. 8. Da im Jahre 1345 der Speisesaal und 1347 der ganze Bau erwähnt wird, so fällt die Erbauung der Burg gewiß in die Zeit zwischen 1320 und 1340. An drei Gebäudeecken stiegen stark vortretende Türme empor. Im Anschluß an den Hauptflügel und in Verbindung mit der Kirche wurde später der länglich rechteckige Hauptturm errichtet, der zugleich Glockenturm des Domes ist. Der Danster und der Brunnenturm sind durch mächtige Bogenbauten mit der Burg verbunden und bereichern und beeinflussen das Gesamtbild der ganzen Anlage in stark belebender Weise. — Will man das Bischofschloß Schönberg aus den letzten Jahrzehnten des 14. Jahrhunderts halbwegs richtig beurteilen, so muß man die Einbildungskraft und geschichtliche Kenntnisse zu Hilfe nehmen, da an ihm im Verlaufe der Jahrhunderte unendlich viel herumgeändert und gebaut worden ist. Es ist ein Festungswerk von 72 Meter Breite und 97 Meter Länge, also von gewaltigen Abmessungen, doch ohne Vorburg und vielleicht auch ohne Graben.

Zu den bedeutendsten und am besten erhaltenen Bauwerken hat man unstreitig die Bischofsburg in Heilsberg zu zählen, die zwischen 1350 und 1355 begonnen und 1372 bis auf den Kreuzgang, der erst nach dieser Zeit vollendet worden ist, fertig war. Im Jahre 1442 und 1497 erlitt die Burg durch Brände Beschädigungen, Gewölbe stürzten ein und mußten erneuert werden. So dürften die schönen Sterngewölbe in der Kapelle bald nach 1442 und das schwierige Stern-



Abb. 8.
Marienwerder.
Dom, Schloß und
Danster bilden eine
wundervoll grup-
pierte Anlage.

gewölbe im kleinen Remter vielleicht sogar erst Ende des 15. Jahrhunderts ausgeführt worden sein. Das Haupthaus, nahezu quadratisch von rund 39 mal 39 Metern, wirkt geschlossen und massig und im Aufbau durch die Türme abwechslungsreich. Der Hof von rund 12 mal 11 Meter Größe wird von einem stimmungsvollen Kreuzgang umzogen. Im Erdgeschoß ruhen die gedrückten Spitzbögen und Kreuzgewölbe auf schweren, abgekanteten Pfeilern im Gegensatz zum Obergeschoß mit seinen schwächeren Achteckpfeilern, weiten Öffnungen, gedrückten Spitzbögen und dreiteiligen Kappengewölben. Der Eindruck des Klosterlichen macht sich stark fühlbar. Wie bei den Ordensburgen, so ist auch hier das Obergeschoß mit seinen stattlichen und schönen Räumen das Hauptgeschoß mit der Kapelle, dem großen Remter, den bischöflichen Räumen mit dem kleinen Remter und verschiedenen anderen Räumen, die alle mit Sterngewölben überwölbt sind. Die Kapelle, im Grundriß rechteckig, 6,80 Meter tief und 15 Meter lang, ist ohne Mittelstützen geblieben. Das Sterngewölbe entfaltet sich auf der Grundform eines spitzbogigen Muldengewölbes mit Stüchappen an den Langseiten und Schmalseiten. Der Gesamteindruck ist einheitlich und geschlossen. Beim Festremter von etwa 7,80 Meter Tiefe, rund 21,80 Meter Länge und mit angemessener Höhe vereinigen sich Raumschönheit und eindrucksvolle Raumwirkung. Das Gewölbe des kleinen Remters, mit zahlreicheren Rippen, erweckt schon einen etwas spielerischen, gesuchten und gekünstelten Eindruck und gehört zweifellos der Spätzeit gegen 1500, nach dem Brande von 1497, an.

Die kleineren Bischofsburgen sind gleichfalls in Anlehnung an die Ordensbaukunst entstanden, in ihren Lösungen jedoch freier und ungezwungener. Die wunderbar gelegene Burg in Rößel, deren Erbauung in die Zeit zwischen 1350 und 1355 fällt, wirkt durch den quadratischen Torturm und den mächtigen runden Bergfried auf quadratischem Unterbau. Die Burg des Domkapitels in Allenstein wurde nach 1353 erbaut und im 15. und 16. Jahrhundert umgebaut. Die Burg hat an der Südwestecke einen mächtigen, unten quadratischen, oben runden Turm aus dem 16. Jahrhundert. Von der Hauptburg sind der Nordflügel mit Kreuzgang und Teile des Südflügels mit einigen schönen Räumen erhalten, außerdem Reste des Torhauses und der Parhamauer. Der Nordflügel umschließt drei niedrige Räume. Der erste ist mit zwei achteiligen Sterngewölben überdeckt; die beiden anschließenden Räume, ein länglich rechteckiger und ein mehr quadratischer Raum, haben scharfgratige Zellengewölbe, die der Zeit um 1500 angehören, die die Deckenflächen zerteilen und zerklüften, unruhig wirken, die Raumeinheitlichkeit zerstören und gewiß nicht als Fortschritt zu bezeichnen sind. Anders die St. Annen-Kapelle im Südflügel, die 1530 in Auftrag gegeben worden ist, also erst nachträglich in das ältere Haus eingebaut wurde, und auf den Meister Nikolaus, Maurer in Allenstein, zurückgeht. Sie ist ein schmaler rechteckiger Raum, etwa 6 mal 12 Meter groß, der in zwei quadratische Felder geteilt ist, die mit reichen Rippen-Netzgewölben auf einem Kugelgewölbe beziehungsweise auf einer Hängetuppel als Grundform abgeschlossen sind, Abb. 4 und 5. Die Giebel haben dieselbe Form wie die der Pfarrkirche.

c. Ursprung und Herkunft der Formen. Baumeister.

Der Deutsche Orden war mit der Baukunst des Islam in Berührung gekommen, hatte auf Sizilien die arabischen Schlösser, in Frankreich und Deutschland die gotische Baukunst kennengelernt. Das preussische Ordensland als Sied-

lungsland hatte aus den verschiedensten Gegenden des Reiches seine Ergänzungsbevölkerung erhalten. In der Mark und anderen deutschen Gebieten war der Backsteinbau heimisch. Aus allem folgt, daß Einflüsse aus den verschiedensten Gegenden, auch von den Zisterzienser-Klöstern, auf die Entstehung der Ordenskunst eingewirkt haben, südliche — ganz allgemein gesprochen —, französische, deutsche aus verschiedenen Gegenden und wohl auch englische Einflüsse, daß also die Ordenskunst keine rein bodenständige, völlig urwüchsig und selbständige Kunst ist und sein kann. Schon die Grundrisse beweisen das. Die Grundrisse mit ihren offenen Kreuzgängen, dem Zugang der Räume vom Kreuzgange aus, passen gar nicht in unsere Witterungsverhältnisse und sind Übertragungen aus südländischen warmen Gegenden. Ebenso deuten die hohen Kempterräume auf südliche Witterungsverhältnisse und auf Einwirkung aus dem Süden hin, auf Räume, wie sie im Mittelalter in Deutschland nur selten zur Ausführung gekommen sein dürften, abgesehen von den Kirchen. Die Raumarten selbst und ihre Reihenfolge aber, der gesamte Stockwerksbau sind durch den Zweck und das Gemeinschaftsleben in den Burgen bedingt und haben das ordnungsmäßig Eigenartige und Selbständige ergeben. Fragt man nach der Naturverbundenheit der Ordensbauten, nach der Einfügung in die örtlichen und natürlichen Gegebenheiten, so findet man nur einige frühe Burgen, die sich den Ortlichkeiten angepaßt haben, z. B. Balga. Sehr bald errichtet man, ohne Rücksicht auf die gegebenen Plätze, quadratische oder rechteckige Baublöcke, denen sich gleichsam die Umgebung unterordnen muß.

Ähnlich liegen die Verhältnisse bei der Formenprache, bei den Einzelheiten, bei den Verzierungen. Auch hier haben wir gewiß keine einheimischen Formenschöpfungen vor uns, sondern übertragene Formen vom Backsteinbau der Mark, von der Gotik am Rhein und vielleicht auch von Frankreich her, etwa beim Hochmeisterpalast in der Marienburg. Auf die Übereinstimmung der Bogenfriese in Lohstedt, Marienburg und Lehnin wurde bereits hingewiesen. Die Schriftfriese aus überglasten Tonplatten gehen auf arabische Einflüsse zurück, vielleicht ebenso die hohen Blendnischen; doch alles wurde in geschickter Weise den Verhältnissen und der Aufgabenstellung angepaßt, so daß Gebilde von großer Geschlossenheit und Einheitlichkeit hervorgingen. Über den Ursprung der verschiedenen Gewölbe wurde bereits oben auf Seite 10 das Erforderliche ausgeführt. Die Bauherren waren nach unserem Sprachgebrauch der Orden, der Bischof und das Domkapitel. Mit den Worten Maurer-, Zimmer- oder Baumeister wurde damals der Ordensherr bezeichnet, dem die Bauarbeiten unterstellt waren. Die eigentlich Ausführenden, die wir heute als Maurer- und Zimmermeister oder auch als Baumeister benennen, hießen in jenen Zeiten einfach Maurer, Zimmerer oder Zimmermann.

2. Kirchen.

Die bauliche Kraft des Ordens erstreckte sich naturgemäß in erster Reihe auf seine Burgen und Schlösser. Doch als halb geistlicher Stand hatte er auch wegen der Verchristlichung den Kreuzzug nach dem Osten unternommen, und für die christlichen Ansiedler hatte er pflichtgemäß für den Gottesdienst zu sorgen und zum mindesten auf den Bau von Kirchen hinzuwirken. Im allgemeinen war jedoch der Kirchenbau Sache der Ortsschaften, Gemeinden und Städte und hing mit der Gründung der Städte und Ortsschaften eng zusammen. Sind auch die Kirchen meistens nicht so gewaltige und in räumlicher Beziehung so mannigfache Bauten

wie die Burgen, so sind mit ihnen doch wiederum prächtige Werke der Baukunst entstanden, die sich gar oft weit über das Alltägliche erheben, Mittelpunkte der Orts- und Stadtgründungen wurden und uns heute noch mit Bewunderung erfüllen. Im Ordenslande lassen sich folgende drei Hauptgruppen von Kirchenbauten mit bestimmten Grundformen unterscheiden, die in sich wiederum verschiedene Abweichungen aufweisen, z. B. Kirchen ohne besonderes Altarhaus: 1. Dorfkirchen; 2. Stadtkirchen; 3. Bischofs-, Dom- oder Kathedraalkirchen, die auch die Domkapitalkirchen in sich schließen. Daß auch die großen Stadtkirchen gleichzeitig Wehrzwecken dienen sollten, beweisen die Wehrgänge über der Ostseite des hohen Chors beim Dom zu Königsberg i. Pr. und auch manche erhaltene Zinnen anderer Kirchen.

Wie die ersten Burgen nur Not- und vorläufige Anlagen waren, so werden die ersten und ältesten Kirchen meistens nur Holzbauten gewesen und erst im Laufe der Jahre durch Steinbauten, die auch eine längere Bauzeit erforderten, ersetzt worden sein. Diese Steinbauten wurden dann zu Fliehburgen für die Landbevölkerung, besonders dort, wo es keine Burgen gab.

Als Hauptbaustoff wurde seit Beginn des 14. Jahrhunderts der Backstein und nebenbei, bei den Dorfkirchen, der Feldstein verwandt. Keine Feldsteinkirchen kommen nur selten vor, öfters trifft man die Mischbauweise an, bei der die unteren Mauerteile aus Feldsteinen, die übrigen aus Backsteinen aufgeführt wurden. Das Äußere der Kirchen, der Dorfs- und Stadtkirchen, ist gekennzeichnet durch Turm, Giebel an der Ost- und manchmal auch an der Westseite, durch Strebepfeiler, ab und zu durch Blenden neben den Fenstern, durch vereinzelte Gesimse, Zierfriese und reichere Ausbildung der Türen. Auf eine eigentümliche Erscheinung sei hier aufmerksam gemacht, auf die Kämpfen und Rillen an Ziegeln, meistens neben den Eingangstoren, z. B. bei der Pfarrkirche in Braunschweig, über deren Entstehung man noch im unklaren ist. Vielleicht wollte man durch das Ausschleusen von Staub für abergläubische Heilzwecke gewinnen (Schmid).

Immer wieder staunt man über die Großzügigkeit bei der Planung von Kirchen, nicht bloß der Stadt-, sondern auch der Landkirchen, die meistens weit über die augenblicklichen Bedürfnisse hinausgingen. Viele Kirchen wurden im Laufe der Zeit ganz oder teilweise zerstört. Die einzelnen Provinzteile hatten durch feindliche Einfälle, Kriege, Brand und Pest arg zu leiden. Der Krieg von 1410 bis 1411 wirkte verheerend im Ordenslande; noch Schlimmeres brachte der Einfall der Polentönige im Jahre 1414. Hierzu kamen die Einfälle der Litauer, hauptsächlich nach Natangen, die das Land verwüsteten. Von den furchtbaren Zerstörungen im dreizehnjährigen Bundeskriege von 1454 bis 1466, der auch vernichtend in Natangen wütete, konnte sich das ganze Land Jahrzehnte lang überhaupt nicht erholen. Durch die Kriege mit Polen von 1519 bis 1521 wurde besonders Pomesanien, das ist also der jetzt zu Ostpreußen gehörige Teil vom früheren Westpreußen, so arg mitgenommen, daß noch in der Mitte des 16. Jahrhunderts die Hälfte aller Städte wüst war. Immer war es der Mensch, der zerstörte!

a. Dorfkirchen.

1. Allgemeine Gestaltung.

Wir gehen am besten von den gewölbten Kirchen des Samlands aus, die man gleichsam als Grundform der Ordenskirchen ansehen kann und die wohl allgemein



Abb. 17. Pfarrkirche in Braunsberg mit mächtigem Turm.

mit 5,35 Meter über dem Fußboden der Kirche ist die Domkapitelfirche in Marienwerder die einzige Anlage in Ostpreußen. Mit den niedrigen Seitenschiffen und den Wehrgängen über ihnen hängt die ungenügende Beleuchtung des Obertheiles des Mittelschiffes, wodurch wiederum die Gesamtwirkung beeinträchtigt wird, eng zusammen.

Fast überall waren früher mit den Kirchen sogenannte *Beinhäuser* verbunden, die entweder an die Kirchen angebaut waren, wie in Liehau, Kunzendorf und

Köfel, oder freistanden, wie in Biesterfelde, und deren Zweck es war, die Gebeine der Ausgeborenen aufzubewahren.

3. Die weltliche Baukunst.

a. Stadt- und Dorfanlagen.

Die Gründung eines Ortes ging etwa in folgender Weise vor sich. Der Orden oder Bischof betraute mit der Gründung einen einzelnen Mann, der ansangs ein Deutscher war, später wohl auch ein treu ergebener Preuße. Die Aufgabe dieses Vertrauensmannes, des Unternehmers oder Lokators, bestand darin, auf den ihm zugeteiltem und genau vermessenem Lande Ansiedler in bestimmter Zahl ansässig zu machen und ihnen die abgemessenen Landteile zuzuweisen. Der Vertrauensmann wurde das Haupt des neuen Ortes, er wurde Ortsvorstand und erhielt „für seine Bemühungen das Schulzenamt und den zehnten Teil der ganzen Dorfflur zu zins- und scharwerkfremem Besitz“ und hatte der Landesregierung gegenüber die Verantwortung.

Jede Stadt kann als eine kleinere oder größere Festung angesehen werden, die mit Mauern und Wallgräben umgeben war und verschiedene, gut ausgeklügelte Wehranlagen und weiter vorgeschobene Befestigungen erhielt. Die Stadtpläne haben bis auf den heutigen Tag das Gepräge ihrer Gründungszeit bewahrt. Meistens führten nur zwei Tore in die Stadt. Für die Anlage der Straßen waren die Verteidigungs- und Verkehrsrücksichten maßgebend. Hinter dem Eingange fand eine rechtwinklige Spaltung der Straße statt, was in der Nähe der Tore eine Querlagerung von Gebäudegruppen zur Folge hatte, die gleichsam als Schutz des Stadttinnern dienen sollten. Die Straßen wurden regelmäßig, sich rechtwinklig kreuzend angelegt. Die Hauptstraßen, gleichsam die Durchgangsstraßen,

umschlossen in der Mitte der Stadt den Marktplatz, auf dem das Rathaus stand. Auf die Geländeverhältnisse wurde nur bei den Zugängen Rücksicht genommen. Am deutlichsten kommen die vorigen Gedanken in der Stadt Allenburg, einer Ordensgründung aus dem Ende des 14. Jahrhunderts, zum Ausdruck. Als vollendete Lösung können der Stadtplan und die Stadtmauern in Neidenburg gelten. Die Altstadt in Braunsberg liefert ein Beispiel mit Doppelstraßen, Abb. 18.

b. Stadtbefestigungen, Stadtmauern, Tore und Verteidigungstürme.

Die Mauern waren mit Wehrgängen versehen, mit Verteidigungstürmen besetzt, die rund oder viereckig und meistens mit Zeltdach abgeschlossen waren, und hatten an den Hauptzugängen zur Stadt Tore. Außer einfachen Mauern lassen sich auch Doppelmauern nachweisen, z. B. in Braunsberg, Pr.-Holland, Neidenburg, Allenstein usw. Von den Stadtmauern finden sich an verschiedenen Orten noch wichtige Reste, wie in Braunsberg, Pr.-Holland, Rastenburg, Riesenburg, Rosenberg usw. Sie haben keine baukünstlerische, sondern nur wehrmäßige Bedeutung, wohl aber die Mauertürme, einmal durch die Belegung der Mauern, dann durch ihre Form, ihren einfachen Schmuck mit Kautenmusterung, mit Rundbogenfries und Fensterleibungen mit Formsteinen und durch ihre wuchtige Form. Außer Königsberg mit dem gelben Turm auf dem Giesekusplatz mit Bogenfries, doch unechtem Abschluß aus späterer Zeit, gibt es noch Mauertürme unter anderem in Guttstadt, in Rastenburg, Braunsberg und Mehlsack. Baukünstlerisch höhere Bedeutung haben die *Stadtore*, unten massiv und mit Durchgangsöffnungen, darüber turmartig mit Satteldach und Giebelabschluß. Den Stadtseiten wurde meistens eine reichere Ausbildung zuteil als den Außenseiten. Der obere Teil ist in verschiedener Weise belebt, mit Nischen, mit Verteidigungsluken, mit kleinen Fenstern, mit Bogenfriesen und gegliederten Giebeln. Als wehrfähige Anlagen mußten sie besonders gesichert werden, mußten Fallgatternischen, doppelte Tore usw. erhalten. Entsprechend den zwei Hauptzugängen zur Stadt gab es meistens nur zwei Tore. Doch gibt es auch Anlagen mit mehr Toren. So zeigt der Plan der Stadt Braunsberg vom Jahre 1635 zwei Tore mit Brücken, ein Tor an der Passarge ohne Brücke, also im ganzen drei Haupttore und dann noch einige Nebentore ohne Brückenverbindung. Die meisten Tore haben im Laufe der Zeit verschiedene Veränderungen erlitten, sind also nicht mehr ganz im ursprünglichen Zustande erhalten, z. B. das Heilsberger Tor in Bischofsstein. Eine wuchtige und wirkungsvolle Lösung bietet das hohe Tor in Heilsberg aus der Mitte des 14. Jahrhunderts mit zwei runden turmartigen Einfassungen mit Blenden und Rundbogenfries im Obergeschoß nach außen und glatter Wand nach innen. Von beachtenswerten Lösungen seien genannt: das prächtige Heilsberger Tor in Bartenstein, Abb. 19, das Steintor und das Mühlentor in Wehlau und in Pr.-Holland; das Hohe Tor in Allenstein, eine wuchtige Anlage mit Blendnischengiebeln; in Marienburg das Töpfer- und das Marientor mit hoher Fallgatterblende und Zinnenkranz; das Markttor in Elbing, angeblich 1391 erbaut, bestimmt aber aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts, hat eine hohe Fallgatterblende und seit dem Jahre 1755 einen laternenartigen Abschluß. Ein wuchtiges Denkmal im Stadtbilde besitzt Riesenburg in seinem Stadttor. Vieles ist zugrunde gegangen. Es spricht wohl mehr als Worte, wenn man hört, daß in Elbing von den 24 Türmen und Toren heute nur noch ein Tor steht.

c. Die Marktplätze.

Die Marktplätze waren meistens geräumige Anlagen, bildeten den Mittelpunkt des Gemeinwesens und des öffentlichen Lebens, dienten zur Abhaltung der Wochenmärkte und nahmen in der Mitte als Hauptgebäude das Rathaus auf. Sie wurden von überbauten Lauben umzogen, die zum Auslegen von Waren dienten und ein ganz großzügiges städtebauliches Glied lieferten. Von den alten Laubenhäusern ist kaum noch etwas erhalten; sie waren aber vorhanden, wie es durch die jetzt noch bestehenden Laubenhäuser aus späteren Zeiten bewiesen wird, z. B. in Heilsberg, Marienburg, Marienwerder, Christburg. Die Lauben waren zunächst eine wirtschaftliche Notwendigkeit, gingen wohl auf südländische und vielleicht auch auf schlesische und Laufiger Einflüsse zurück und gaben den alten Städten ihr einzigartiges Gepräge. Die Lage der Kirche im Stadtplane ist verschieden und vielfach zwanglos gewählt. Sie erhebt sich meistens am Umfange, in einer Ecke und ist vom Marktplatz aus zugänglich, dem öffentlichen Leben und Treiben etwas entrückt, doch von starkem Einfluß auf das gesamte Stadtbild.

d. Das Rathaus.

Das Rathaus erhob sich, wie schon erwähnt, in der Mitte des Marktplatzes und in der Mitte der Stadtanlagen und wurde hierdurch und durch seine baukünstlerische Ausstattung zu einem der wichtigsten Gebäude der Stadtsiedlungen. Sie bestanden aus Erdgeschoß und einem Obergeschoß und waren rechteckig angelegt. Den Abschluß bildet ein steiles Satteldach mit reichen Giebellösungen, wie bei den Kirchen, die den schönsten baukünstlerischen Schmuck lieferten. Das Erdgeschoß war für den Marktverkehr bestimmt und enthielt außer einer großen Halle vielleicht verschiedene Aufenthaltsräume; im Obergeschoß befanden sich zunächst der größere Versammlungsraum für die Bürgerschaft, also der Bürgerschaftssaal, und einige Schreib-

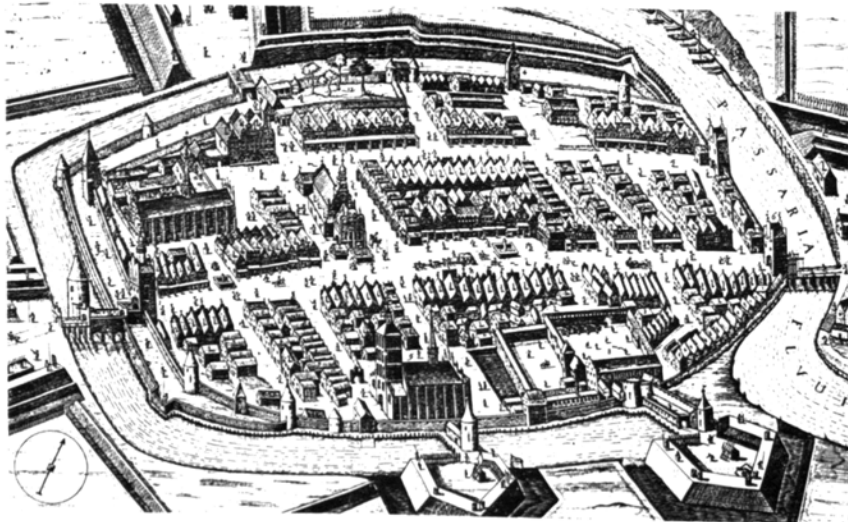


Abb. 18. Stadtplan von Braunsberg aus dem Jahre 1635.

stuben. An das Rathaus lehnten sich im Erdgeschoß viele Verkaufsstände an, die sogenannten Hakenbuden, ein Name, der vielleicht von Haken, nicht von Einhafen der Zelstangen herrührt. An die Stelle der beweglichen Buden ohne feste Wände traten allmählich gemauerte, die schließlich das ganze Gebäude umzogen und sogar den Eingang verdeckten, der dann nur durch Privatgebäude erfolgen konnte, wie z. B. in Wormditt.

Das am besten erhaltene und wohl wertvollste Gebäude ist das Rathaus in Marienburg, Abb. 21, das in seinem jetzigen Zustande der Zeit nach 1380 angehört. Mit seiner reichen und doch streng gegliederten Backsteinkunst und den großen Spitzbogensegmenten im Obergeschoß, mit seinem Laubengang im Erdgeschoß, mit seinen zahnartig gebildeten Zinnen, wie beim Hochmeisterpalast, mit den Eckerkerchen und dem prächtigen Südgiebel mit Pfeilern und Blenden ist das Rathaus in Marienburg ein Prachtstück mittelalterlicher Baukunst im Ordenslande und wird von Schmid als „ganz unvergleichlich schön“ bewertet. Als prächtige Beispiele mit schönen Staffelgiebeln seien das Rathaus in Wormditt und das Rathaus in Mohrunen erwähnt. Von dem Rathause in Pr. = Holland ist besonders die Vorhalle bemerkenswert, die aus zwei Feldern mit sechzehnteiligen Sternengewölben besteht und nach den Sternformen in der Gewölbezwickeln in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts entstanden ist.



Abb. 19. Bartenstein. Heilsberger Tor.

e. Bürgerhäuser.

Wie die alten Stadtpläne, die meistens aus dem 16. und dem Anfang des 17. Jahrhunderts stammen, erkennen lassen, waren die Häuser in der Regel Giebelbauten und mit der Schmalseite, der Giebelseite, nach den Hauptstraßen und dem



Abb. 20. Schloß in Königsberg. Gewölbefragstein mit Widderkopf im Nordflügel. 1. Hälfte des 14. Jahrhunderts.

Marktplatz zugekehrt. Aus der Tiefe der Grundstücke und der Schmalheit der Häuser mit zwei, drei oder vier Fenstern ergab sich der Straßen-Giebelbau, nicht der Straßen-Traufenbau. Die Giebel waren, entsprechend der Straßenlänge der Grundstücke, verschieden hoch und ergaben so bei nahezu gleicher Traufenhöhe ein abwechslungsreiches Straßenbild und bewegte Abflußlinien. In der ältesten Zeit wurden gewiß nur Holzhäuser errichtet, und zwar zuerst wohl in der Form der Block- und Bohlenhäuser und erst später als Fachwerk- oder Ständerbauten. In Marienburg sollen noch einige Fachwerkbauten aus der Zeit um 1500 die Jahrhunderte überdauert haben. Wie die Fachwerkhäuser in den Städten ausgesehen und wie sie gewirkt haben, davon geben uns die noch erhaltenen Speicherbauten getreue Bilder, besonders aber das Schumannsche Haus in Elbing, das zum mindesten bis ins 15. Jahrhundert zurückreichen dürfte.

Seit dem Ende des 14. und dem Anfang des 15. Jahrhunderts wurden gewiß, schon wegen der größeren Feuergefährlichkeit, immer mehr Steinhäuser, natürlich als Backsteinbauten, errichtet, die sich aber in der Gliederung des Außenbaues und der Giebelgestaltung an die allgemein herrschenden Formen angeschlossen. Fast alles ist zugrunde gegangen. In Königsberg gibt es kein Beispiel mehr aus jenen frühen Zeiten ostpreußischer Hausbaukunst, da das Haus Hökerstraße 10, das bis in das 15. Jahrhundert zurückreichte, im Jahre 1911 einem Neubau weichen mußte. Als Wandgliederung dürften Blendnischen gebildet haben, wie sie sich z. B. in Elbing, Wilhelmstraße 56 und Heiligegeiststraße 13, die beide jetzt verputzt sind, noch vorfinden, besonders aber Fischerstraße 34 mit den etwas verfallenen Backstein-Giebelhäusern. In Marienburg gibt es nur ein einziges, doch kunstgeschichtlich wertvolles Backstein-Giebelhaus in der Schmiedestraße Nr. 3, Abb. 22. Mit seinen zwei reich geformten Mittelpfeilern, die das Obergeschoß und Dachgeschoß zusammenfassen, mit ihren kielbogigen Ab schlüssen, mit den Korb bogenblenden im ersten Obergeschoß, mit den großen halbkreisförmig geschlossenen Blenden im Dachgeschoß, ist es ein Musterbeispiel gotischer Wohnhaus-Baukunst aus der Zeit um 1500. Daß in manchen Häusern aus jüngerer Zeit in den Kellern noch Teile von Wohnhäusern aus der mittelalterlichen Zeit erhalten geblieben sind, dafür liefern das Hintergebäude Kneiphöfische Langgasse 57 und die Kellereien von Steffens und Wolter im ersten Pregel durchgang in Königsberg Br. den besten Beweis. Die Gewölbeform deutet darauf hin, daß es sich hier um keinen gewöhnlichen Kellerraum handeln kann. Ob es aber der Kellerraum eines Frauenklosters gewesen ist, wie die Sage so schön zu berichten weiß, mag dahingestellt bleiben.

II. Bildhauerei und Bildschnitzerei.

Die erhaltenen Bildnereien und Malereien und die große Zahl der Kirchen und Schlösser gestatten einen sicheren Schluß auf den Reichtum der bildenden Kunst im Ordenslande, auf die Tausende von Kunstwerken, die geschaffen worden sein müssen. Jene Zeiten sind an Kunst so reich gewesen, daß nicht oft und nicht laut genug davon gesprochen und geschrieben werden kann. Eine größere Zahl von Künstlern lernen wir durch B. Schmid, der die zerstreuten Aufzeichnungen zusammengefaßt und mit einleitenden Bemerkungen versehen hat, wenigstens dem Namen nach kennen. Aus der Besiedlung des Ordensgebietes folgt wohl von

selbst, daß kein eingeborener Preuße als Künstler beschäftigt worden ist, vielleicht auch nicht beschäftigt werden konnte, da es keine geeigneten Künstler gegeben hat. Die Kunst der Ordenszeit ist eine übertragene, keine bodenständige Kunst, hängt innig mit dem Kunstschaffen der verschiedenen deutschen und einigen ausländischen Gebiete zusammen und wird demgemäß in den Einzelheiten stilistisch kein ganz gleiches Gesicht zeigen. Über die landsmännische und örtliche Herkunft der Künstler lassen sich nur vereinzelt sichere Schlüsse ziehen. B. Schmid weist besonders darauf hin, daß einige Künstler ausdrücklich als Meister genannt werden und meint, daß es sich hier, weil es in Preußen keine Malerzünfte gegeben hat, um Angehörige auswärtiger Malerzünfte oder Malerzehen handle. Wie die Unterschiede zwischen der Benennung Maler, auch „Meler“ geschrieben, und Meister zu deuten sind, bedarf noch weiterer Aufklärung.

Genau so wie heute, wird auch damals die Kunst mit und ohne Kunstverständnis gerecht und ungerecht beurteilt worden sein, genau so wie heute, haben sich auch damals die Künstler gegen verständnislose Bewertung ihrer Kunst gewahrt. Hieraus erklärt sich wohl der Satz, der im Altarraum der Kirche in Juditten geschrieben steht: „Peccator maniat qui pictori mala dicat“, der unter Berücksichtigung der Verstümmelung des Wortes „maniat“ von Schmid wie folgt übersetzt wird: „Der Lügner, der dem Maler Übles nachredet, soll vor das Gericht gerufen werden!“ Richtiger würde der Satz wie folgt klingen: „Peccator maneat qui pictori mala dicat.“

Von dem Reichtum der früheren Bildhauerei geben uns die wenigen ganz erhaltenen Arbeiten und die verhältnismäßig spärlich auf uns gekommenen Überreste von größeren Denkmälern und Einzelbildwerken, wenn auch nur ein schwäch-



Abb. 21. Marienburg, Rathaus, Ende des 14. Jahrhunderts.

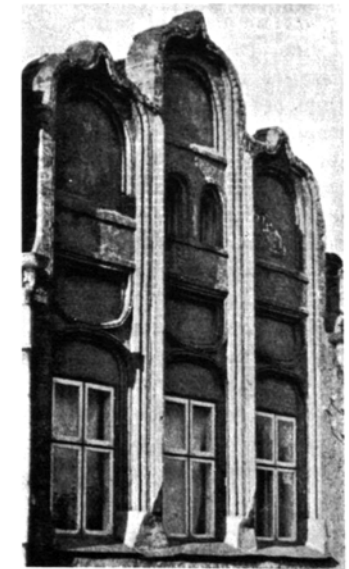


Abb. 22. Wohnhaus in Marienburg.

eindrucks nicht vergessen. An der Schmalseite erhob sich das neue Rathaus, von 1779 bis 1782 erbaut, leider jetzt verschwunden, das durch seine schlicht ruhige Schauwand mit wenig vortretenden Gesimsen und Pilastern, seinem flachen Dache und dem turmartigen Dachaufbau fesselte.

Von ganz hervorragender Wirkung ist die Pfarrei in Kroffen mit den eingeschlossenen, schlichten und sachlichen Seitenteilen und dem baukünstlerisch reich ausgestatteten zweigeschossigen Mittelteil mit ungemein fein und großlinig gezeichnetem Giebel und der reicher ausgebildeten Haustür. Schlanke Lisenen fassen die unteren Geschosse zusammen. Nach der gesamten Formenbildung und den Einzelheiten handelt es sich um ein Bauwerk aus der Zeit um 1770. In Königsberg sei noch das von Seidlitz-Kalneinsche Stift in der Landhofmeisterstraße wegen seines Gegensatzes des Mittelbaues mit Lisenen zu den nüchternen Seitenteilen und der Rokokoverzierungen auf den Lisenenköpfen genannt, eine Arbeit aus der Zeit von etwa 1770. Das von Lengefeldtsche Haus von 1784 in Pr.-Holland ist ein Backsteinbau mit gepußten Quadercken, Gesimsen und handförmigem Zwischengesims. Wohnhäuser aus diesem Abschnitt stehen noch in Braunsberg und in Königsberg.

Die Fachwerkspeicher sind lediglich nüchterne Zweckbauten. Eine Ausnahme macht der kleine „Schäferspeicher“, Ecke 2. und 3. Laaspeicherstraße, auf dem Hintergelände des Fischhofischen Stiftes in Königsberg aus der Zeit um 1780.

3. Bauernhäuser und ländliche Baukunst.

Das Bauernhaus hat der Besiedlung entsprechend eine verschiedene Ausbildung, zum Teil in Abhängigkeit vom Mutterlande, zum Teil in selbständiger Ausführung erfahren. So unterscheidet man das litauische Haus in Litauen und im Memelgebiete, das masurische, ermländische und oberländische Haus, das Bauernhaus im Elbinger und Marienburger Kreise und hier besonders das im Werder. Das Bauernhaus ist Holzhaus geblieben, wird aber schon seit der Zeit um 1800 vielfach durch das Steinhaus verdrängt. In seinem jetzigen Zustande reichen die Bauernhäuser höchstens bis in das 17., meistens sogar nur bis in das 18. Jahrhundert zurück.

Das litauische Gehöft setzt sich aus einer Reihe einzelner kleiner Häuser zusammen, aus dem Rauchhaus, für den Sommer bestimmt, dem Winterhaus und den Kleten, die unheizbar waren, keine Fenster, sondern nur kleine Lichtlöcher hatten und zum Schlafen dienten, und aus den Mahlkammern. Das litauische Haus ist im Erdgeschoß Blockhaus oder Bohlenhaus, im Giebel verbrettert und zur Hälfte mit sichtbaren Giebeldreiecken abgewalmt, und mit Strohdach abgedeckt. Die Verbretterung läuft senkrecht oder schräg in der Richtung der Dachneigung, oder in verschiedenen Richtungen und zeigt hier und da vertäfelungsmäßige Musterung. Außer den halb abgewalmten Giebelhäusern gibt es auch reine Giebelhäuser, z. B. in Inse. Reichere Ausbildung erfahren in gut handwerksmäßiger Weise die Fenster, Türen, Hausecken, Ständer und Giebelspitzen, diese sehr oft in Form von Pferdeköpfen, was wohl auf die Pferdezucht Litauens hindeuten soll. Bei der Klete findet man außer der eingebauten Ecklaube auch überbaute Lauben an der Schmalseite, die die ganze Hausbreite einnehmen. Ihren lebendigen und frischen Eindruck erhielten die litauischen Häuser durch die laute Farbe. Die Häuser unmittelbar am Haß, z. B. in Gilge, haben große Verwandtschaft mit dem Fischerhaus auf der Kurischen Nehrung, bei dem alle drei Raumteile unter einem Dache vereinigt sind. Ergänzt werden diese Anlagen durch Ecklauben und ein-

gebaute Lauben bei allen drei Raumteilen. Der Bauart nach haben wir auch hier das Block- oder Bohlenhaus mit entsprechender Giebelverbretterung, mit halbem Walm und Giebelspitze mit Verzierungen, Schnitzereien der Stiele usw. vor uns. Durch die Vereinigung von verschiedenen Raumgruppen in einem Gebäude wirkt das Ganze geschlossen, wuchtiger, ernster und eindrucksvoller, breit hingelagert und erdenfest.

Bei dem masurischen Gehöfte gruppieren sich die Wirtschaftsgebäude rings um den Hof und bilden, dicht aneinander gereiht, eine nahezu geschlossene Anlage. Die Häuser sind Giebelhäuser ohne Walmung, bestehen im Erdgeschoß aus Bohlenwerk und im Giebel aus in verschiedener Richtung laufenden Verbretterungen und haben hier und da einen geschnitzten Mittelstiel, der über den First hinausragt. Der Giebel ist im Obergeschoß vielfach vorgezogen und ruht meistens auf Stützen mit Streben, woraus sich im Erdgeschoß eine vorgelagerte, über die ganze Hausbreite durchgehende Laube ergibt. Daneben findet man auch Lösungen, bei denen die Stützen für den Giebel unmittelbar an die Erdgeschoßwand gerückt sind, so daß Scheinlauben entstehen, wie sie in den Laufitzer-ländischen Gebieten sind nach Nordböhmen hinein und auch in Schlesien nachgewiesen werden können. Volkswirtschaftlich lehrreich bleibt es, daß in jedem Hause Masurens eine Webstube vorgesehen ist. Masuren kennt keine Farben an seinen Häusern.

Im Samland, in Ratangen und Barten herrscht beim Bauernhaus entsprechend der Besiedlung der deutsche Einfluß vor, wie es sich besonders in der Verwendung des sichtbaren Fachwerks bei den Giebeln zeigt. Wir halten es nicht für richtig, immer zu sagen, daß sich der Grundriß an den litauischen anschließt, da doch zur Zeit der Besiedlung des Ostens keine engen Beziehungen zu dem damaligen Litauen bestanden haben. Nach der ermländischen Grenze zu stößt man bereits auf zusammengebaute Hofanlagen. Auch in diesen Landschaftsgebieten fehlt die farbige Behandlung. Gleich hier sei ein Haus in Lichtenfelde im Kreise Heiligenbeil erwähnt, das aus Erdgeschoß und hohem Drempel besteht, im Erdgeschoß Bohlenbau hat, im Drempel Fachwerk. Das Wichtigste aber ist, daß die Hauptständer als Klebepfosten im Erdgeschoß vom Sockel bis zum Dachraum durchlaufen, so daß sich im Erdgeschoß, vor der Bohlenwand, ganz flache Nischen — Scheinlauben — ergeben und eine Form entsteht, auf die schon in Masuren hingewiesen worden ist. Die Entstehungszeit dieses Hauses, das im Jahr 1928 abgebrochen worden ist, dürfte höchstens bis in das 17. Jahrhundert zurückreichen.

Bei dem Hause des ermländischen Großbauern gruppieren sich die verschiedenen Gebäudegattungen in geschlossener Form um den Hof. Außer dem reinen Vorlaubenhause, bei dem die Laube einer offenen, tiefen Halle gleicht, die zu allerhand Arbeiten benutzt werden kann, gibt es hier auch Vorbautenhäuser mit Ecklauben im Vorbau. Fürs Oberland, das Marienburger Gebiet und für Elbing wird das Vorlaubenhause die maßgebende Hausform. Das oberländische Haus ist im Grundriß rechteckig, hat auf der Langseite die weit vortretende Vorlaube, ist im Aufbau reines Giebelhaus und besteht aus Erdgeschoß, Dachgeschoß und vollem Obergeschoß über der Laube. Das Erdgeschoß ist als Bohlenbau mit oft geschweiften Eckbrettern ausgeführt, die Fachwerksgiebel haben Ständer, Kiegel, Streben und verzierte Felder aus Andreaskreuzen und Kautenmustern und Bogenhölzern, die Stiele sind profiliert, die Kopfbänder ausgeschlitten. Aus allem geht die Verwandtschaft mit dem westpreussischen Vorlaubenhause hervor. Prächtige Beispiele findet man in Bordehnen, Liebowalde, Hagenau, Abb. 138, und

anderen Orten. Der Zeit nach handelt es sich meistens um Arbeiten aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Das Bauernhaus im *Werder* hängt mit der Besiedlung aus Thüringen, Schlesien und Niederdeutschland zusammen und kommt in zwei Formen vor: als sächsisches Haus und als oberdeutsches, besonders als fränkisches Haus. Beim sächsischen Haus ist der Vordergiebel nach der Straße zugekehrt, beim oberdeutschen Haus laufen First und Traufe mit der Straße gleich. Die Vorlauben und die Herdanlage mit einem weit gewölbten Rauchmantel weichen von der oberdeutschen Bauweise ab. Im Verlaufe des 18. Jahrhunderts, hauptsächlich in der zweiten Hälfte, sind ungemein stattliche Bauten von hohen baukünstlerischen Werten, besonders schöne Vorlaubenhäuser entstanden. Es entsteht nun die Frage: Wo haben die Vorlauben ihre Heimat? Sie werden vielleicht von Schlesien übertragen worden sein und haben im Osten ihre eigene Ausbildung erfahren.

Ein kurzer Überblick über die schönsten Laubenhäuser wird uns ihre Bedeutung in baukünstlerischer Beziehung klarmachen. Zum Glück sind auch von einigen Häusern die Baumeister bekannt. Von Georg Pöck noch folgende bedeutende Arbeiten: das Bielsfeldtsche Haus in Tannsee von 1744; das Köstersche Haus in Stalle von 1751 und das ehemals Wiehlersche, jetzt Zimmermannsche Haus in Klettendorf aus der Zeit um 1750. Das berühmte Köstersche Haus ist eines der wertvollsten Vorlaubenhäuser und besteht aus massivem Erdgeschoß mit Eckquadern, einem niedrigen Obergeschoß und Giebel, beide aus Fachwerk und mit Füllungen aus verschiedenem Strebewerk und in einer Reihe von Feldern mit übereinandergelegten Rautenmustern und Andreaskreuzen. Die Ständer der Vorlauben sind nicht geschnitten, nur die Kopfbänder etwas ausgeschnitten. Die Gesamtwirkung ist ruhig und vornehm. Die Obergeschosse des Giebels sind zweimal um Balkenstärke vorgezogen, wie bei den thüringisch-fränkischen Häusern. Mit dem Kösterschen Hause in Stalle hat das Bindewerk mit reichen Zierfüllungen beim Bielsfeldtschen Hause in Tannsee Ähnlichkeit. An die fränkisch-thüringischen Fachwerksbauten erinnert auch das schöne und reiche Zimmermannsche Vorlaubenhäuser mit neun Ständern bei der Vorlaube und reichen Zierfüllungen der Felder, Abb. 139.



Abb. 138. Vorlaube eines Bauernhauses in Hagenau, wohl Mitte des 17. Jahrhunderts. Denkt man sich den Giebel bis über die Balken heruntergerückt und flacher, so hat man die Urforn des griechisch-dorischen Säulenbaues mit Giebel vor sich.

Vorlaubenhäuser gibt es in Lichtfelde, Lenzen, Groß-Lefewitz und in Neumünsterberg, hier das Haus Wiebe mit neun Stützen und Kleeblattartig ausgeschnittenen Kopfbändern. Das Holzwerk ist überall zimmermannsmäßig bearbeitet, die Laubenpfosten sind einfach ausgeschnitten, die Kopfbänder geschweift. Erst seit 1800 findet eine Bereinerung der Formen statt, die Pfosten werden säulenartig gebildet und die Kopfbänder reicher geschweift. Im Marienburger Gebiet spielt bei den Füllungen das Fachwerk mit Raute und Andreaskreuz eine wichtige Rolle. Ganze Giebel sind oft mit diesen Mustern ausgefüllt, bewahren aber doch ihre ruhige Gesamtwirkung. Die Anlehnung an thüringisch-fränkische Vorbilder bleibt unverkennbar. Die reichere Ausgestaltung des Fachwerks bei Besitzerhäusern läßt sich erst seit dem 18. Jahrhundert nachweisen und hält bis in den Anfang des 19. Jahrhunderts vor. Zu allem kommen dann noch ziemliche Ausmauerungen der Felder mit den kleinen, gelben holländischen Ziegeln, „Moppen“ genannt.

Des Zusammenhanges halber sollen gleich hier die Vorlaubenhäuser bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts mit eingereicht werden. Um 1800 lernen wir den Baumeister Peter Lorenzen kennen, von dem das Haus Janzen in Tiege 1802, das Haus Bruck in Marienau 1803, Abb. 140, und auch Bauten in Orloff herrühren. Bei dem Haus Janzen sind jonische Säulen an die Stelle der Ständer getreten. Das erste Obergeschoß und die Giebel bestehen nur aus Ständer- und Riegelwerk ohne Streben und ohne Zierfelder, wie bei den niederländischen Fachwerkhäusern. Die Vorlaubenhäuser in Marienau von 1773, von 1803 und 1804 haben etwas Gemeinsames: Fachwerk nur mit Ständern und Riegeln, ohne Streben. Um 1800 verschwinden die Vorlauben, und der Steinbau in rein städtischer Bauweise findet auf dem Lande Eingang.

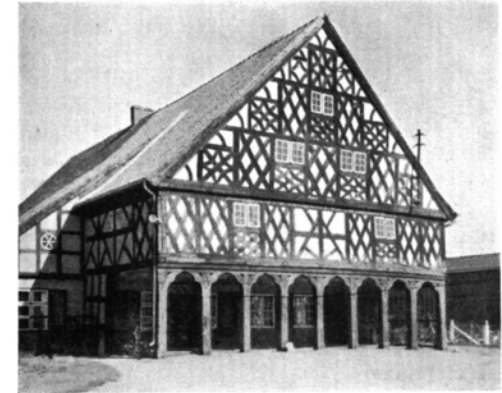


Abb. 139. Vorlaubenhäuser in Klettendorf von Baumeister Georg Pöck aus der Zeit um 1750. Man achte besonders auf die Zierfüllungen.

II. Bildnerci.

Das für die Rokokozeit Kennzeichnende, das Weichliche und Lockere, das Prifelfende, das Rundliche, das Süßliche und Gezierte, das Verschleierte im Ausdruck, das ist auch bei der ostpreußischen Rokokozeit zu finden. Von Bildhauern sind zu nennen einige Angehörige der Familie Schmid in Köfel, besonders aber Perwanger. Christoph Perwanger in Tolkmit nimmt unter allen Bildhauern Ostpreußens die Vorzugsstelle ein. Er ist nicht Ostpreuße, er ist aus Tirol nach dem Osten gekommen, hat hier aber seine Haupttätigkeit entfaltet und Werke von hohen künstlerischen Werten geschaffen. In Tolkmit läßt er sich von 1741 bis 1761 nach-